

Jacek Poleski, *Naszacowice. Ein frühmittelalterlicher Burgwall am Dunajec*, Band I, *Stratigraphie, Chronologie, Architektur* (mit Beiträgen von Marcin Biborski, Mohamed Moustafa Ibrahim und Piotr Wojtal), Polnische Akademie der Wissenschaften und Künste, Moravia Magna. Seria Polona II, Kraków 2004, 259 Seiten, 149 SW- und Farbabbildungen. ISBN 83-88857-76-2.

Jacek Poleski, *Naszacowice. Ein frühmittelalterlicher Burgwall am Dunajec*, Band II, *Fundstoff, Funktion, interregionale Beziehungen, Burgenbau in Kleinpolen*, Polnische Akademie der Wissenschaften und Künste, Moravia Magna. Seria Polona III, Kraków 2011. 434 Seiten, 64 SW- und Farbabbildungen, 213 Tafeln auf CD-Beilage. ISBN 978-83-7676-095-7.

Die frühmittelalterliche Burgenlandschaft Kleinpolens zeichnet sich durch ihre Vielgestaltigkeit in Bezug auf die Lage, Bauweise und Größe der Befestigungen aus, zu denen mit Stradów und Demblin (26–28 ha Fläche) zwei der größten Wehranlagen des westslawischen Raumes gehören. Die besondere Vielfalt des Burgenbaus hängt mit der unterschiedlichen Funktion und Zeitstellung, mit dem variantenreichen Landschaftsbild sowie insbesondere auch mit dem Umstand zusammen, dass hier Einflüsse aus Mähren und Böhmen, aus der Kiewer Rus' und aus Großpolen wirkten. Die Vielfalt fasziniert, ist aber wissenschaftlich schwierig zu durchdringen, da Schriftquellen des 8. bis 12. Jhs. rar sind und die archäologischen Ausgrabungen selbst in den wenigen Fällen, wo sie überhaupt stattgefunden haben, nur Schlaglichter auf die Befestigungsgenese werfen können; denn es ist unmöglich, die teils riesigen Burgen komplett zu erforschen. Dazu kommt, dass die genaue Datierung — die Grundlage für alle weiteren kulturhistorischen Schlüsse — oft schwerfällt, da die oft auf Bergen gelegenen Fortifikationen nur selten für dendrochronologische Datierungen geeignetes Bauholz liefern. So sind viele Fragen zur Befestigungsentwicklung — und damit zur Herrschafts-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte — in dieser Region noch offen.

Licht ins Dunkel wirft der renommierte Krakauer Archäologe Jacek Poleski mit seiner hier zu besprechenden Schrift, die zunächst die Vorlage der langjährigen Ausgrabungen auf dem Burgwall von Naszacowice am Dunajec umfasst. Davon ausgehend bietet sie aber eine umfassende Analyse und Interpretation der ganzen frühmittelalterlichen Burgenlandschaft Südpolens. Der erste Band, der vorwiegend die Grabungsbeefunde vorstellt, ist bereits 2004 erschienen, der zweite Teil mit Fundbearbeitungen und umfangreichen Erörterungen zum Burgenbau des 8. bis 12. Jhs. in Kleinpolen im Jahre 2011. Das fast 700 Seiten umfassende, reich bebilderte Werk, zu dem noch 213 Fundtafeln als CD-Beilage treten, ist nicht nur aufgrund seines Umfangs eindrucksvoll, sondern v. a. wegen seiner profunden Befund- und Fundvorlage sowie dem insgesamt

plausiblen Entwurf eines Modells zur Deutung der kleinpolnischen Befestigungsgeschichte. Indem das Werk durch Zb. Pisz komplett und gelungen ins Deutsche übertragen wurde, hat auch der des Polnischen nicht mächtige Leser die Möglichkeit, diese ausgezeichnete Studie mit großem Gewinn zu lesen.

Die Burg von Naszacowice ist eine mehrteilige und mit fast 700 m Durchmesser recht große Wallanlage auf einem Berg direkt am Dunajec. Um eine ovale Hauptburg von 130 × 100 m Fläche gruppieren sich mehrere Vorwälle und drei Vorburgen unterschiedlicher Größe. Diese Fortifikation wurde durch den Verfasser zwischen 1983 und 2001 mit zahlreichen Wallschnitten erforscht, wobei ein Schwerpunkt auf der Untersuchung der diversen Wälle sowie auf der Innenfläche der Hauptburg lag. Die Innenräume der Vorburgen wurden hingegen nur sondiert. Metalldetektorprospektionen ergänzten die Grabungen, wie es in Polen zunehmend zum Standardrepertoire der archäologischen Forschung gehört.

Über die Befundlage informiert der erste Band, indem zunächst die Befunde der Innenfläche, hernach die der verschiedenen Wallschnitte vorgestellt werden. Die mit zahlreichen Plänen, Befundzeichnungen und Wallprofilen sowie vielen Fotos illustrierten Ausführungen sind gut nachvollziehbar. Besonders beeindruckend sind die bunten axonometrischen Befunddarstellungen und Rekonstruktionen von Wallprofilen, die der auch künstlerisch talentierte Autor selbst erstellt hat. Nicht ideal ist allerdings die vollständige Integration der notwendigen Befundbeschreibungen in den Fließtext, so dass sich der Leser durch ermüdend detailreiche Angaben zur Verfüllung, Größe und Form von Grabungsobjekten arbeiten muss, bis er zur Zusammenfassung und Interpretation der Sachlage gelangt. Es wäre sinnvoll gewesen, die Deskriptionen einzelner stratigraphischer Einheiten in einen Kataloganhang auszulagern und die Befundgruppen und -kontexte im Haupttext lediglich zusammenfassend zu beschreiben.

In der Kernburg kamen neben vorgeschichtlichen Objekten zahlreiche frühmittelalterliche Siedlungsbefunde — lang-ovale und rechteckige Gruben als Spuren ebenerdiger Blockhausbebauung, Feuerstellen, Vorratsgruben usw. — sowie auch ein Körpergrab ans Tageslicht, die eine intensive Bebauung und Siedlungsnutzung belegen. Ungewöhnlich erscheint ein aus Gräbchen und Pfosten zusammengesetztes, etwa kreuzförmiges Gebilde von 8 × 11 m Fläche (Objekt 50), das von J. Poleski vage mit einer Umzäunung, einem Versammlungsgebäude oder einem kultischen Bauwerk verknüpft wird; sein Verweis auf ähnliche Einhegungen am „Fürstenhof“ im großmährischen Břeclav-Pohansko ist auch aus Sicht des Rezensenten keineswegs abwegig (Bd. I, S. 208 f.; Bd. II, S. 141 ff.). Trotz der vom Ausgräber zu Recht hervorgehobenen Probleme hinsichtlich der Datierung von Gruben kann man eine beständige und meist intensive Siedlungsnutzung der Hauptburg unterstellen. In den Vorburgen war die Nutzung wohl geringer, auch wenn ein abschließendes Urteil dazu aufgrund der nur kleinen Ausgrabungen nicht möglich ist.

Die Wälle wurden mehrfach geschnitten, wobei eine vierphasige Befestigungsabfolge in Holz-Erde-Bauweise nachgewiesen wurde: meist Block-Kastenkonstruktionen, teilweise in Kombination mit Pfosten, Balkenverspannungen und steingefüllten Frontkästen, dazu Innen- und Außengräben. Ob die komplizierte Wallgenese in allen Details zutreffend interpretiert wurde, ist nicht ganz klar. Die erste Wallphase im Schnitt W1 durch den Wall der Hauptburg (Bd. I, S. 48 ff., Abb. 37), eine nur sehr flache Lehman-schüttung (Objekt XIII), könnte man ohne Weiteres auch als Teil der zweiten Phase auffassen, denn die Abgrenzung von deren mächtigem Lehmkörper (Schicht IX) ist lediglich schwach bzw. im Profil W1B-W1B' gar nicht zu erkennen. So würde sich hier — zusammen mit der eindeutigen, später eingegrabenen Ausbauphase mit Steinfüllung (Schicht XI) — eine lediglich zweiphasige Befestigung ergeben, wobei allerdings die

Schichten IV/VI an der Rückfront des Walls noch eine weitere, vom Ausgräber nicht als solche bezeichnete Wallphase markieren dürften. Immerhin sprechen die als Innengraben und Grubenhaus gedeuteten Eintiefungen unter dem Wall IX, die zur ersten Phase gezählt werden, für die Richtigkeit von Poleskis Rekonstruktion. Im Schnitt W3 (Bd. I, S. 101 ff., Abb. 78, 90) überrascht die Einordnung der Wallpakete V, Vb und Vc in nur eine Wallecke, möglicherweise als Sektionen derselben Phase; Vb und Vc scheinen aber eher nachträgliche Eingrabungen in den Wall darzustellen, damit also Ausbauphasen.

Des Weiteren ist die Rekonstruktion einiger Wallkonstruktionen trotz graphischer Überzeugungskraft fraglich. Das gilt für die lediglich von einem flachen Erdwall verstärkte Pfosten-Planken-Bauweise der ersten Phase I(A) (Bd. I, S. 195 ff., Abb. 134), die schon Witterungseinflüssen gegenüber kaum widerstandsfähig sein dürfte, einen für den militärtechnischen Stand der Zeit zu geringen Verteidigungswert aufweist und sich keineswegs zwingend aus dem Befund ergibt; das kärgliche Bild des Bauwerks wird eher durch die starke Störung und mithin nur spärliche Überlieferung zu erklären sein. Zweifel seien auch an der im Wesentlichen aus einigen Stakenlöchern erschlossener Flechtwerk-Pfosten-Frontkonstruktion des fast komplett abgetragenen Walls der südlichen Vorburg angemeldet (Bd. I, S. 154 ff., Abb. 108, 116), die durch den Verweis auf noch viel unsicherere Vergleichsbefunde nicht plausibler wird (Bd. I, S. 197 f.). Flechtwerk ist kein sonderlich geeignetes Material für eine Befestigung, die feindlicher Zerstörungswut widerstehen soll, und eine solche Rekonstruktion könnte nur bei eindeutigen Befunden überzeugen. Dieser aber fehlt in Naszacowice: Die Stakenlöcher werden von einer Wallfuß- oder Böschungssicherung herrühren, die zu einem Wall ganz anderer Konstruktion gehörte. Insgesamt wird man an Poleskis Rekonstruktionen von Wallabfolge und -konstruktion jedoch nicht zweifeln. Die Befunde sind zugleich so vorbildlich vorgelegt, dass jeder Interessierte sie nachvollziehen kann. Er muss allerdings die Bereitschaft haben, sich durch die schwer verständliche Wallphasenzählung zu arbeiten — der erste Wall heißt „Phase I(A)“ (zweite Hälfte des 8. Jhs.), der zweite „Phase C/D“ (9. Jh.), der dritte „Phase II“ (10. Jh.) und der vierte „Phase III“ (spätes 10./11. Jh.).

Die zeitliche Einordnung der Befunde, beruhend auf Keramik, Kleinfunden sowie wenigen (und leider unsicheren) Jahrringdaten aus Holzkohlen, erfolgt in die Zeitspanne von der zweiten Hälfte des 8. bis in die zweite Hälfte des 11. Jhs. Die letzte Wallphase wurde dendrochronologisch nach 989 oder — weniger wahrscheinlich — nach 1079 datiert (Bd. I, S. 153). Derartig unbrauchbare Jahrringdaten sollten besser nicht verwendet werden, denn so wird die beste Datierungsmethode der Archäologie ohne Not entwertet. Ein lediglich vierphasiger Wall in gut vierhundert Jahren ist erstaunlich, aber wohl vorstellbar: Bodenfeuchtigkeit und daraus resultierende Holzfäulnis betrafen die Höhenburg in nur geringem Maße, es gab wohl einige zusätzliche kleinere Reparaturphasen sowie auch einen Befestigungshiatu zwischen der Brandzerstörung des Walls I(A) (8. Jh.) und II (9. Jh.). Die Siedlungsreste können demgegenüber in nicht weniger als 10 Phasen gegliedert werden. Sie unterlagen also einer rascheren Frequenz und währten auch noch nach Aufgabe der Befestigung fort. Die südliche Vorburg, in der ein schöner Lehmkuppel-Backofen freigelegt wurde, umfasste etwa dieselbe Zeitspanne, die westliche zumindest die älteren Hauptburgphasen, und die Zeitstellung der nördlichen blieb weitgehend unklar; die mehrfach erneuerte Befestigung dieses Teils der Burg spricht aber ebenfalls für eine zeitige Errichtung. Auffällig ist das Fehlen herausragender nicht-agrarischer Betätigung im Burgwall, die offenbar eigenbedarfsorientiert verblieb. Der Autor schließt sich vor dem Hintergrund ähnlicher Befunderhebungen in anderen kleinpolnischen Burgwällen der Hypothese S. Moździochs an, dass die wirtschaftliche Bedeutung der frühmittelalterlichen Burgen in der Regel nicht jener der

Lokationsstädte des 13. Jhs. entsprach und beide daher kaum in eine gemeinsame evolutionäre Entwicklungslinie gestellt werden können (Bd. II, S. 147 f.).

Die Funde werden im Wesentlichen im zweiten Band erläutert. Die zugehörigen Fundtafeln 1–195 wurden leider als CD-Beilage publiziert. Diese Entscheidung ist unverständlich, sind die Fundzeichnungen doch nicht nur die Zierde einer archäologischen Materialarbeit, sondern auch die Hauptsache der Quellenvorlage. Auf diese Weise ist man beim Lesen des Buches an den Computer gezwungen, und überdies ist die CD ein störanfälliges Speichermedium. Die Keramik wird jedenfalls einem aufwändigen Detailstudium unterworfen, das typologische und technologische Merkmale berücksichtigt. Wenn auch die genaue zeitliche Einordnung — wie der Autor wiederholt hervorhebt — schwerfällt, so ist die Keramik doch die Grundlage der Datierung der Burg vom 8. bis 11. Jh. Die Grabungen in Naszacowice lieferten ein typisches Inventar des südlichen Keramikkreises, zu dessen Kennzeichen die rundliche Gefäßprofilierung, die vorherrschende Verzierung mit Kammstrichwellen, die Bodenzeichen sowie die im Laufe der Zeit zunehmende Gurtfurchengestaltung als Zeichen qualitätvoller und den ganzen Gefäßkörper einnehmender Nachdrehung gehören. Der Verfasser weist auf das erste Auftreten ganz nachgedrehter Ware, die der spätslawischen Gurtfurchenware des Nordens gleicht, bereits vor der Wende vom 9. zum 10. Jh. hin, was sich aus dendrochronologischen Datierungen ergäbe (Bd. II, S. 151). Beziehungen dieser Keramik zur Tonware der späten römischen Kaiserzeit, die einige polnische Forscher im Sinne des autochthonistischen Kulturstetigkeitsmodells sehen, lehnt Poleski zu Recht ab; die Technik und Tonaufbereitung seien nicht vergleichbar und die beiden Erscheinungen überdies zeitlich voneinander getrennt (Bd. II, S. 152). Hingegen hebt der Verfasser die offensichtlichen Bezüge dieser Ware nach Großmähren hervor, die sich in etlichen Aspekten zeigen. Besonderes Interesse darf ein Gefäß mit einem figuralen Ornament — wohl zwei Pferddeköpfen — erwarten (Bd. II, S. 54, Taf 18:2), wie sie als Einzelstücke weiträumig im westslawischen Raum auftreten.

Die Kleinfunde werden ebenfalls ausführlich dargelegt, wozu Pfeilspitzen, das Bruchstück eines Hakensporns, diverse Werkzeuge, eine Eisenschüssel vom schlesischen Typ, ein eisernes Kugelzonengewicht mit Bronzemantel, Schmuck und Trachtbestandteile zählen. Insbesondere eine Anzahl von Beschlägen spätawarischer Art, zwei Lunulen mit großmährischen Vergleichsstücken, eine Riemenzunge sowie eine Pfeilspitze vermutlich altmagyarischer Provenienz sind für die Datierung der Burg und für die Erkenntnis der kulturellen Bezüge ihrer Bewohner von Wichtigkeit.

Bereits dem ersten Band angehängt sind einige ergänzende naturwissenschaftliche Studien zu den Funden. Mineralogische Untersuchungen an Scherbenproben durch M. M. Moustafa Ibrahim und J. Poleski ergeben, genau besehen, kaum verwendbare Resultate, was angesichts des beträchtlichen Aufwands bei der Bearbeitung dieser Proben bedauerlich erscheint. P. Wojtal legt die Tierknochen vor, und M. Biborski untersucht einige Kleinfunde aus Silber, Buntmetall und Bronze metallurgisch auf ihre Zusammensetzung. Dabei ergeben sich zwar gewisse Spezifika der Legierungen, die jedoch auch auf das zur Herstellung der Objekte verwendete Altmaterial zurückgehen könnten; der wissenschaftliche Nutzen dieser Untersuchungen könnte insofern sicherlich etwas deutlicher herausgearbeitet werden.

Den Hauptteil des zweiten Bandes bildet eine umfassende Analyse der frühmittelalterlichen Burgen Kleinpolens, die — gestützt auf Kartierungen — nach ihrer Lage, Größe, Gestalt, Wallbauweise, Innenbebauung, Nutzung und Position im Siedlungsland sachkundig beschrieben und ausgewertet werden. Überdies werden ihre Funktion, Datierung und Bedeutung vor dem Hintergrund der historischen Nachrichten und anderweitiger Erwägungen zur historischen Kulturlandschaft diskutiert. Die Ausführungen

sind sehr sachkundig und stützen sich auf eine weiträumige Literaturkenntnis zum Burgenbau im westslawischen Raum. Zu diesem Teil der Arbeit gehört ein ausführlicher Katalog (Bd. II, S. 228–383), der fast einhundert Burgen kompetent und gut nachvollziehbar beschreibt. Das einzige Manko ist der Verzicht auf Pläne und Fotos. Jedenfalls erhält man nun einen ausgezeichneten Überblick über die in ihrer Vielgestaltigkeit bereits gewürdigte Burgenlandschaft Kleinpolens, die riesige und mehrteilige Stammesburgen wie Naszacowice, Stradów oder Zawada Lanckorońska, eigenartige Rundwälle mit Doppelwall-Grabenanlagen vom Typ Chodlik, kleinere piastische Verwaltungsburgen wie Podegrodzie und größere stammes- und piastzeitliche Zentralburgen kennt, die — wie der Krakówer Wawel — zum Ausgangspunkt städtischer Entwicklung wurden. Welche soziale oder militärische Konstellation den Burgenbau in Kleinpolen initiierte, wird im Kontext der westslawischen Siedlungs- und Sozialgeschichte ausführlich besprochen, wobei Poleski die Umdatierungen und Neubewertungen der Wallanlagen in Ostdeutschland und Polen, die sich in den letzten 20 Jahren ergeben haben, kompetent rezipiert.

Frühe Befestigungen des 7. Jhs. wie Szeligi (Masowien) und Hački (Podlasien) gab es in Kleinpolen offenkundig nicht. Der Burgenbau setzte hier, so belegen Dendrodaten u. a. aus Chodlik und Trzcínica, im 8. Jh. ein. Die kleinpolnischen Burgen jener Zeitspanne erbrachten vielfach awarische Funde, und ihre Besiedlung war spärlich. Daher unterstreicht der Autor Überlegungen, sie könnten eine Reaktion auf „eine Bedrohung seitens des awarischen Khaganats“ (Bd. II, S. 172) gewesen sein. Das 9. Jh. war die Hochzeit des Burgenbaus. Damals waren die Beziehungen in den großmährischen Machtbereich sehr stark, und die nun errichteten Burgen verweisen auf die sich konsolidierenden Stammesherrschaften bei Wislanen, Lendzanen und anderen, uns namentlich nicht bekannten Stämmen; tatsächlich ist im „Leben Methods“ für jene Periode von einem „heidnischen, sehr starken Fürsten“ im Weichselgebiet die Rede (Bd. II, S. 186). Der Verfasser möchte nicht entscheiden, ob die Burgen von einer „durch einen, Großstamm‘ realisierten Machtstruktur“ zeugen oder „die Folge einer Rivalisierung zwischen mehreren miteinander, auch militärisch, konkurrierenden Stammeseliten“ waren (Bd. II, S. 178). Die beiden Varianten brauchen sich jedoch nicht zu widersprechen, da in frühen slawischen Stammesorganisationen die Herrschaft gemeinhin nicht in der Hand eines einzelnen Fürsten lag, sondern dieser — sofern überhaupt vorhanden — an der Spitze einer Hierarchie aus Herrschaftsträgern unterschiedlichen Einflusses agierte. Diese konnten sich Burgen bauen und standen miteinander in Konkurrenz, auch wenn sie sich zum gleichen Stamm gerechnet haben sollten. Die Burgen waren Symbole ihrer Macht, aber sie hatten — wie der Autor darstellt — zugleich eine praktische Bedeutung als militärische Stützpunkte und elitäre Machtinstrumente. Dass sie umkämpft wurden, mögen Befunde aus Naszacowice illustrieren, so die abgebrannten Wälle und das Schädelfragment eines etwa 20-jährigen Menschen aus einer Zerstörungsschicht des Walls der westlichen Vorburg (Bd. I, S. 180 f.). Die teils gewaltige Größe der Stammesburgen des 9./10. Jhs. ist als Ausdruck enormer Machtkonzentrationen in der Hand einzelner Herrschaften zu deuten.

Sehr instruktiv ist Poleskis Vergleich der Burgengeschichte dies- und jenseits der Karpaten: Er stellt fest, dass die Stammesburgen des 9. Jhs. in beiden Regionen zunächst durchaus vergleichbar waren, dann aber im großmährischen Milieu schon im Laufe des 9. Jhs. die bekannten Zentralburgen entstanden, „nachdem die Grundlagen der Staatlichkeit geschaffen worden waren“ (Bd. II, S. 180). In Kleinpolen erfolgte die Transformation von der „Stammes-“ zur „Staatsburg“ hingegen erst mit deutlicher Verzögerung am Ende des 10. Jhs., als die Stämme von äußeren Expansoren unterworfen wurden.

Das vorangehende 10. Jh. sah schon große Wandlungen. Der zunächst dominierende großmährische Einfluss auf die kleinpolnischen Slawen, die im späten 9. Jh. eine Randkultur der Mährer mit tributärer Abhängigkeit bildeten, war mit dem Zusammenbruch der *Magna Moravia* erwartungsgemäß stark zurückgegangen. Stattdessen wurden die Ungarn in Kleinpolen aktiv, wie u. a. die berühmten altmagyarischen Gräber von Przemyśl belegen, und den Osten des Landes unterwarf sich in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. die Kiewer Rus'. Von Westen her griffen im mittleren Drittel des 10. Jhs. die Böhmen nach Kleinpolen aus. Spätestens 989 eroberte dann Mieszko I. das Gebiet für Polen, womit letztgültig eine eigene und dauerhafte Herrschaftsbildung verhindert wurde. Diese politischen Wandlungen äußern sich auch im Burgenbild: Während des 10. Jhs. wurden viele Stammesburgen aufgegeben, nur wenige — darunter Naszacowice — transformierten sich von der Stammes- zur polnischen Verwaltungsburg, neue (meist kleinere) Burganlagen entstanden, und Kraków und Sandomierz stiegen zu überragenden Zentren auf. Diese von Poleski mit einer Fülle interessanter Überlegungen und Beobachtungen herausgearbeitete Entwicklung wird in Naszacowice auf lokaler Ebene gespiegelt.

Natürlich kann man auch in diesem imponierenden Kapitel einige Kritikpunkte finden. Die von Poleski mit instruktiven Rekonstruktionszeichnungen erläuterten Konstruktionsweisen der kleinpolnischen Burgwälle sind zwar überwiegend plausibel. Die beiden Varianten WIB — im Wesentlichen eine Palisade — und WIIB — ein reiner Erdwall (Bd. II, S. 104 ff., Abb. 41–42) — scheinen als eigenständige Befestigungen hingegen weder unter funktionalen Aspekten zweckmäßig noch durch die Befunde belegt zu sein. Eine Palisade entsprach nicht mehr der Belagerungstechnik des 8. bis 10. Jhs., und ein reiner Erdwall war allenfalls als rasch gebautes Provisorium, jedoch nicht als feste Burg geeignet. „Gewisse Zweifel“ äußert der Autor beim Referat dieser Befunde selbst (Bd. II, S. 129). Seine Beobachtung, dass Palisadenkonstruktionen „außerhalb Kleinpolens erstaunlich selten“ und daher für sein Arbeitsgebiet besonders typisch seien (ebd.), ist insofern fraglich; vielmehr sollten auch die kleinpolnischen Beispiele kritisch darauf geprüft werden, ob die vermeintlich auf eigenständige Palisaden hinweisenden Befunde nicht vielmehr von Wallfronten, Stützkonstruktionen oder Böschungssicherungen zu Kasten-Rost-Wällen zeugen. Die Wallbauweise WIIC (Bd. II, S. 111 f., Abb. 43), bei der ein kleinerer Wall auf der Krone eines großen, mit schräg eingefügten Balken stabilisierten Walles steht, dürfte ebenfalls die Zusammenfassung einer Befestigungs-Phasenabfolge mit verschiedenen Setzungen und Verlagerungen durch Brand und Verfall darstellen, aber keine in einem Zuge errichtete Konstruktion. Die verschiedenen Varianten der Rostkonstruktion (Typ III, II, 112 ff.) sind erst recht fraglich, da Poleskis Schaubilder (Abb. 44–47) mit kreuz und quer im Wall gelegten Hölzern nur schwache Grundlagen im archäologischen Befund haben; nachgewiesen sind in aller Regel im Wall nur Hölzer quer zur Wallrichtung, die die Fronten miteinander oder im Wallinneren verklammern, wie bei einigen Phasen von Naszacowice. Roste treten hingegen nur als Wall-Substruktionen auf. Ferner hält Rezensent die von Poleski mit zustimmendem Interesse (Bd. II, S. 124) erläuterte Rekonstruktion des Burgwalls von Tschernihiw in der Ukraine mit auf schräger Basis gegründeten Kastenreihen für unzutreffend. Die Karte der Burgen des westslawischen Raums vom 8. bis 10. Jh. (Bd. II, S. 74, 181 ff., Abb. 36) ist nicht nur unvollständig, sondern in ihrer Aussage auch zweifelhaft. Indem alle Burgen bis 5 ha Größe einheitlich dargestellt werden, geraten völlig unterschiedliche Anlagen wie die für das nördliche Tiefland typischen kleinen Ringwälle von oft nur 50–60 m Durchmesser in dieselbe Größenklasse wie die nicht selten 400 m Durchmesser erreichenden Feldberger Burgwälle aus dem Hinterland der Ostsee, die in ihrer Größe und Gestalt eher den Großburgwällen Kleinpolens (5–16 ha Fläche) ähneln.

Erfreulich ist Poleskis Verzicht auf die von manchen Forschern präferierte Methode, die historischen und archäologischen Überlieferungslücken mithilfe selbst erdachter oder von anderen Forschern entlehnter theoretischer Modelle zu füllen. Die Arbeit argumentiert vielmehr stets auf der Grundlage von Befunden und historischen Quellen. Sie knüpft daran Hypothesen, die meist überzeugen, zumindest jedoch nachvollziehbar sind und die Forschung durchweg weiterbringen. Mit diesem Buch — das lässt sich als Fazit ziehen — hat J. Poleski seine fast 30 Jahre währende Beschäftigung mit dem Burgwall von Naszacowice in ausgezeichneter Weise dokumentiert.

Felix Biermann

*Anschrift des Verfassers
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Nikolausberger Weg 15
37073 Göttingen
Deutschland
e-mail: felix.biermann@phil.uni-goettingen.de*

